

David A. Rees

Ein Dichter, ein Mädchen und die jüdischen Speisegesetze

Gershom Scholems Entscheidung
für München und die Kabbala*

Gershom (Gerhard) Scholems Lebensweg führte ihn aus dem weitgehend assimilierten Milieu seiner Berliner Familie bis nach Jerusalem hin zu seiner Pionierarbeit bei der wissenschaftlichen Erforschung und Vermittlung der Kabbala. Dies und seine radikale Verneinung einer deutsch-jüdischen „Symbiose“ lassen ihn für manche nicht nur als herausragende intellektuelle, sondern auch als beinahe prophetische Figur des 20. Jahrhunderts erscheinen. Zur Etablierung dieses fast mythischen Bildes des zielsicheren Ausnahmegelehrten haben seine eigenen Schilderungen nicht wenig beigetragen. In seinen Erinnerungen „Von Berlin nach Jerusalem“ stellt Scholem seinen Kurs von Berlin über Jena und Bern nach München und schließlich, im September 1923, nach Palästina als geradlinig dar.¹ Diese Darstellung scheint insbesondere mit Bezug auf seine Hinwendung zur jüdischen Mystik durch die äußeren Tatsachen bestätigt: Im Oktober 1919 zieht Scholem nach München, wo er im Frühjahr 1922 mit einer an Hand der hebräischen Manuskripte der Bayerischen Staatsbibliothek geschriebenen Dissertation über das älteste erhaltene kabbalistische Buch promoviert wird. Er legt in Berlin das Staatsexamen in Mathematik ab, um als Lehrer in Palästina arbeiten zu können, und nach kurzer Lehrtätigkeit in Frankfurt an Rosenzweigs Freiem Jüdischem Lehrhaus wandert er im September 1923 nach Jerusalem aus, wo er bald nach seiner Ankunft als Bibliothekar für Hebraica an der Nationalbibliothek und nach Gründung der

* Für die Ermöglichung meiner Forschungsarbeit in Jerusalem im Jahr 2004–2005 gebührt mein herzlicher Dank Professor Dr. Yfaat Weiss und dem Bucerius Institute for Research of Contemporary German History and Society an der Universität Haifa. Für die Erlaubnis, aus unveröffentlichten Briefen von und an Gershom Scholem zu zitieren, danke ich dem Archiv der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem.

¹ Gershom Scholem: Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen. Frankfurt am Main 1994. Verweise darauf beziehen sich im folgenden immer auf diese erweiterte Fassung.



1 Gerhard Scholem als Student in München, Wintersemester 1919/1920

Hebräischen Universität 1925 als Dozent für jüdische Mystik angestellt wird.

Tatsächlich wissen wir bisher jedoch sehr wenig über Scholems Entscheidung, in München über ein kabbalistisches Thema zu promovieren. Er selbst kommt am 15. Mai 1919 zu der Einsicht, die er in seiner „Geschichte einer Freundschaft“ mit einem Zitat aus seinem Tagebuch belegt,² dass seine bis dahin privaten Studien auf judaistischem Gebiet sein eigentliches akademisches Hauptinteresse darstellen. Dabei erwägt er zunächst, sein bisheriges Mathematikstudium abzuschließen, bevor er sich für einige Jahre „an ein wissenschaftliches Studium der Kabbala“ macht.³ Nach seinem Bericht in „Von Berlin nach Jerusalem“ scheint dann allerdings dem anfänglichen Zögern eine klare, zielbewusste Entscheidung für die Kabbala zu folgen: „Meine Entscheidung bedingte zugleich die Wahl der Universität [. . .]. Nun kam nur noch München in Frage, wo die größte hebräische, darunter an kabbalistischen Manuskripten reichste Handschriftensammlung Deutschlands lag und noch liegt.“⁴ Diese Darstellung wirkt durchaus plausibel für den zukünftigen Kabbala-Experten. Nur Scholems zusätzliche Bemerkung in beiden autobiographischen Büchern, dass Escha (Elsa) Burchhardt, seine spätere erste Frau, zu dem Zeitpunkt ebenfalls in München war, deutet auf andere mögliche Motive für die Wahl Münchens hin.⁵

Scholems gedruckte Tagebücher und Briefe zeigen jedoch, dass seine Version die Geschichte etwas vereinfacht. In seinem Tagebuch etwa verbindet Scholem im Mai 1919 an keiner Stelle die Kabbala mit seinem neu entdeckten Ziel, „jüdischer Gelehrter zu werden“.⁶ In einem Brief an Werner Kraft von Anfang Juli schreibt er dann, dass sich nun die Notwendigkeit

² Gershom Scholem: Walter Benjamin. Die Geschichte einer Freundschaft. 4. Aufl. Frankfurt am Main 1997, S. 106; vgl. Gershom Scholem: Tagebücher nebst Aufsätzen und Entwürfen bis 1923. Halbbd. 2. 1917–1923. Hg. von Karlfried Gründer, Herbert Kopp-Oberstebrink und Friedrich Niewöhner unter Mitwirkung von Karl E. Grözinger. Frankfurt am Main 2000, S. 444.

³ Vgl. Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 132 f.; Scholem: Walter Benjamin, S. 106 f.

⁴ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 133.

⁵ Ebd.; Scholem: Walter Benjamin, S. 107.

⁶ Vgl. Gershom Scholem: Tagebücher nebst Aufsätzen und Entwürfen bis 1923. Halbbd. 1. 1913–1917. Hg. von Karlfried Gründer, Herbert Kopp-Oberstebrink und Friedrich Niewöhner. Frankfurt am Main 1995, S. 439–448, Zitat S. 444.

ergeben habe, nach München zu gehen; Freiburg, das er zuletzt noch erwogen hatte, habe „sich als vorläufig unmöglich herausgestellt“. Zwar erwähnt er später in diesem Brief die Hoffnung auf eine Promotion in München sowie die Tatsache, dass er dank der Bibliothek und anderer „zahlreiche[r] Möglichkeiten“ dort gut „Hebräisch arbeiten“ könne. Jedoch verbindet er diese Überlegungen nicht mit den mysteriösen Gründen, die Freiburg unmöglich und München notwendig machten.⁷

Ein Blick in das noch unveröffentlichte Archivmaterial deckt Entwicklungen und Überlegungen auf, die Scholems Selbstdarstellung vermengt und überspielt hat. Um die Entscheidung richtig zu verstehen, muss man zwei verschiedene Aspekte berücksichtigen. Auf der einen Seite steht die Wahl seines nächsten Studienortes, die wohl zum großen Teil vom Wunsch bestimmt wird, das nächste Semester mit zwei Personen zu verbringen, nämlich mit seiner Freundin Escha Burchhardt und dem hebräischen Schriftsteller Schmuël Joseph Agnon, der seine Briefe damals noch meist mit seinem bürgerlichen Namen „Czaczkes“ unterschreibt. Auf der anderen Seite steht Scholems allmähliche Entscheidung, sein Studium von der Mathematik auf judaistische Themen und schließlich auf die Kabbala zu lenken.

Persönliche Überlegungen hatten bei Scholems Wahl seiner verschiedenen Studienorte stets eine wichtige Rolle gespielt. Nachdem er 1917 als simulierender Geisteskranker vorläufig aus dem Militär entlassen worden war, ging er nach Jena, weil er dort einige Bekannte hatte und sich so „nicht ganz allein fühlen würde“.⁸ Aus ähnlichen Motiven schien er zu handeln, als er nach diesem Semester nach Bern zog, wo sich Walter Benjamin aufhielt.⁹ Im Falle seiner Rückkehr aus der Schweiz war es nicht anders, nur dass es diesmal zwei wichtige Faktoren gab, die in unterschiedliche Richtungen führten. Mit Escha Burchhardt, mit der während seiner Zeit in Bern eine enge Freundschaft entstanden war und die im Mai 1918 nach München ging, wollte er zusammen sein – aber nach Möglich-

⁷ G. Scholem an W. Kraft, 6.7.1919 (Brief 78). In: Gershom Scholem: Briefe. Bd. 1. 1914–1947. Hg. von Itta Shedletzky. München 1994, S. 206–208, hier S. 207.

⁸ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 108.

⁹ Vgl. z.B. W. Benjamin an G. Scholem, September 1917 (Brief 53). In: Walter Benjamin: Briefe. Bd. 1. Hg. von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno. Frankfurt am Main 1978, S. 143; Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 118.

keit *nicht* in München; gleichzeitig wollte er unbedingt mit Agnon zusammenarbeiten – auch wenn das München bedeuten würde.

Es fällt auf, dass Agnon, den Scholem schon 1917 kennen gelernt hatte¹⁰ und sehr verehrte, in dessen Memoiren überhaupt nicht als Faktor bei der Entscheidung für München erscheint. Warum klammert er ihn aus? Eine mögliche Antwort ist, dass er eine private Seite in Agnons Leben nicht thematisieren wollte. Agnon, der sich in München in seine künftige Frau, Esther Marx, verliebte, hatte um 1918/19 nämlich ein enges Verhältnis zu Valeria Grünwald, einer Medizinstudentin und gemeinsamen Freundin von Scholem und Escha.¹¹ Sie war es, durch die Scholem in den Monaten vor seiner Entscheidung für München Nachrichten über Agnon erhielt, und Agnons Rolle bei Scholems Überlegungen wäre, ohne das persönliche Verhältnis zwischen Agnon und Valeria zu erwähnen, schwer zu vermitteln gewesen.¹²

Agnon war Anfang April 1919 im Auftrag seines Gönners Salman Schocken von Leipzig nach München gezogen, um dort mit der Zeichnerin Tom (Martha) Freud an einem hebräischen Kinderbuch zu arbeiten.¹³ Er blieb dort bis Februar 1920.¹⁴ Als Escha Ende Mai nach München zurück kam, konnte Scholem somit davon ausgehen, dass sie über ihre Freundin Valeria, die ebenfalls in München war, dort Kontakt zu Agnon haben würde. In diesem Sinne schrieb Scholem am 2. Mai 1919 an Escha: „Ich bitte dich sehr wenn es dir möglich sein sollte mit Agnon in solcher Weise zu reden, ihn ernstlich zu veranlassen zu su-

¹⁰ Vgl. etwa Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 105–107.

¹¹ Vgl. dazu Dan Laor: Das Leben von Agnon (hebr.). Tel Aviv 1998, S. 127 f.

¹² Friedrich Niewöhners merkwürdige Mutmaßungen über eine Entfremdung zwischen Scholem und Agnon auf Grund der „intensiven Zuneigung Scholems zu Walter Benjamin“ um 1920 können Scholems Ausklammern von Agnons Einfluss bei seiner Planung im Jahr 1919 nicht erklären, scheute er sich doch nicht, ihren freundschaftlichen Umgang miteinander etwa in München zu erwähnen. Vgl. Friedrich Niewöhner: „Ich habe keinen Garten und habe kein Haus“. Ein unbekanntes Gedicht Schmuël Josef Agnons in der Übersetzung von Gerhard Scholem. Auch Anmerkungen zur Geschichte einer zerbrochenen Freundschaft. In: Odo Marquard u. a. (Hg.): *Disiecta Membra. Studien Karlfried Gründer zum 60. Geburtstag*. Basel 1989, S. 82–92.

¹³ Vgl. S. J. Agnon an S. Schocken, 4.4.1919 (Brief 91). In: S. J. Agnon/S. S. Schocken: Briefwechsel (hebr.). Tel Aviv 1991, S. 93–95; Laor: Das Leben von Agnon, S. 124 f.; Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 150.

¹⁴ Vgl. Laor: Das Leben von Agnon, S. 128.

chen im Winter oder Herbst mit mir zusammen zu sein.“¹⁵ In-
dessen hatte Scholem in Valeria bereits eine tüchtige Vermitt-
lerin zwischen ihm und Agnon. So schrieb sie Scholem am
7. Mai, quasi im Auftrag Agnons, über Gespräche mit diesem:
„Einmal sagt er: ‚Du sprichst mir oft vom Scholem. Wenn ich
jetzt angegriffen würde – und ich wurde schon angegriffen von
den Nationalisten, die behaupten, ich predige das, was sie
,überwunden‘ haben – würde Scholem ein Wort für mich erhe-
ben?‘ Und ein ander Mal: er würde gern mit Ihnen zusammen
sein, aber er habe Furcht. Er sähe in Ihnen ‚den jüngeren ver-
lorenen Sohn‘ und alles, was in ihm schon zur Ruhe gekommen
wäre, sähe er in Ihnen noch lebendig. (Den Ausspruch vom
,jüngeren verlorenen Sohn‘ *soll* ich berichten.)“¹⁶ In demselben
Brief berichtet Valeria, Agnon habe ihr aus „herrlichen“ Schrif-
ten vorgelesen, etwa „aus einer Autobiographie, aus einem Ju-
gendroman, den er zerrissen hat (der Held heißt übrigens Ger-
schom) u. eine Messiaslegende“, Schriften, die er nicht
veröffentlichen wolle, da sie niemand „richtig lesen würde“. Durch einen weiteren, drei Tage später verfassten Brief Valerias
spricht Agnon von großem Vertrauen zu Scholem und spielt
darauf an, dass dieser vielleicht jemand wäre, der seine Schrif-
ten „richtig“ läse: „Als ich gestern mit Agnon zusammen war,
sprachen wir wieder über Sie; d.h. er sprach – u. ich will gleich
schreiben, damit ich manches noch wörtlich weiß. Ich schlies-
se mich doch an so viele Menschen an und werde enttäuscht u.
zurückgestoßen. Hier scheint sich einmal ein Mensch *an mich*
anzuschließen.‘ Es war sehr schön, als er sagte: ‚Ich werde ihm
(Schol.) vielleicht einmal die Messiaslegende schicken, die ich
dir vorlas. Sage ihm: ich habe nicht die Absicht, sie zu ver-
öffentlichen. Sie ist heute nur für Jechide Segula.“¹⁷

Es ist vielleicht nicht irrelevant, dass die beiden Briefe Vale-
rias vom 7. und 10. Mai 1919 Scholems im Tagebuch notierter
Einsicht vom 15. Mai, dass er in Wahrheit „jüdischer Gelehr-
ter“ werden will, unmittelbar vorausgehen.¹⁸ Auf jeden Fall
können wir sicher sein, dass diese vertraulichen, für den um

¹⁵ G. Scholem an E. Burchhardt, 2.5.1919. Jüdische National- und Uni-
versitätsbibliothek Jerusalem, Gerschom Scholem Archiv, Arc. 4° 1599.
Alle Briefe, die im folgenden ohne Quellenangabe angeführt werden, sind
wie dieser unveröffentlicht und befinden sich ebendort.

¹⁶ V. Grünwald an G. Scholem, 7.5.1919.

¹⁷ V. Grünwald an G. Scholem, 10.5.1919. – Jechide Segula (im Brief
hebr.): die einzigen Auserwählten.

¹⁸ Scholem: Tagebücher. Halbbd. 2, S. 444.

neun Jahre jüngeren Studenten sehr schmeichelhaften Äußerungen Agnons eine anregende, ja beflügelnde Wirkung auf Scholem ausübten. „Valeria schreibt ziemlich viel von Agnon“, berichtet er Escha am 16. Mai. „Wenn er im Winter in München bleibt, wäre das natürlich ein vollinhaltlicher Grund dorthin zu gehen. [. . .] Ich würde gern in Agnon meinen Lehrer finden, das kannst du dir denken. Valeria schreibt von Arbeiten von ihm, die mir sämtliche Wünsche und Begehren erwecken die man nur auf Schriftwerke haben kann.“¹⁹ Der Wille zur Zusammenarbeit war also auf beiden Seiten gegeben, und Scholems Bemerkung in dem zitierten Brief an Werner Kraft über die Möglichkeit, in München „gut Hebräisch“ zu arbeiten, bezieht sich mit einiger Sicherheit auch auf diese Aussicht. Da er aber gleichzeitig allem Anschein nach eigentlich nicht nach München gehen will, klingen seine Briefe aus dieser Zeit bisweilen etwas paradox. So schlägt er Escha am 24. Juni als letzte Alternative zu München die Stadt Freiburg vor, um einige Zeilen später zu bemerken: „Ich hoffe *sehr* daß er [Agnon] dann auch den Winter über in München bleibt. Das genügte für mich schon zu einer baldigen Entscheidung.“²⁰ Diese Zwiespältigkeit unterstreicht nur, dass Scholem immer noch keinen zwingenden wissenschaftlichen Grund für die Wahl Münchens sah.

Letztlich scheint Escha den Ausschlag für München gegeben zu haben. In seiner Selbstdarstellung erwähnt Scholem sie zwar als einen Faktor bei seiner Entscheidung. Dass er aber zunächst etwa sechs Wochen lang versucht hatte, Escha aus München wegzulocken, kommt nicht zur Sprache. So schrieb er ihr z.B. am 16. Mai, sie solle bei ihren Eltern doch Göttingen anregen: Dort könne man auch sehr gut arbeiten, und natürlich sei ihm (Scholem) eine kleine Stadt, besonders im Winter, viel lieber als eine große.²¹ Er wisse aber doch, wirft sie ihm in ihrer Antwort vor, dass sie nicht dorthin gehen könne.²² Doch will er „nicht so sang und klanglos auf diesen Ort resignieren“,²³ mit dem Resultat, dass er Anfang Juni brieflich über die Verhältnisse in ihrem streng orthodoxen Hamburger Elternhaus,

¹⁹ G. Scholem an E. Burchhardt, 16.5.1919.

²⁰ G. Scholem an E. Burchhardt, 24.6.1919. – Im Brief *sehr* doppelt unterstrichen.

²¹ G. Scholem an E. Burchhardt, 16.5.1919.

²² E. Burchhardt an G. Scholem, 24.5.1919.

²³ G. Scholem an E. Burchhardt, 29.5.1919.



2 Gershom Scholem
mit seiner ersten Frau
Escha, Jerusalem 1924

vermutlich nicht zum ersten Mal, aufgeklärt wird. Escha dürfe noch heute nicht einmal ein Glas Tee im koscheren Haushalt eines frommen Mannes trinken, dessen Vater nicht gesetzes-treu lebt: „[U]nd du versicherst mir bei einiger Energie könnte ich Göttingen durchsetzen, wenn ich erklärte, ich äße kein Fleisch oder einen Juden auftriebe, der mir zu essen gäbe. An einem Ort, wo keine koschere Schechita ist!“²⁴ Dass sie selbst nicht orthodox lebte,²⁵ spielte dabei also keine Rolle.

Scholems Wunsch, im Wintersemester 1919/20 mit seiner Freundin in einer anderen Stadt als München zu studieren, bestimmte noch wochenlang seine Pläne. So berichtet er Escha am 24. Juni, dass die Entscheidung nun zwischen München und Freiburg liege: „Für Freiburg spricht die größere Einsamkeit. [...] Schreibe bitte sogleich, ob in Freiburg Koscher für dich wäre. Sonst ist das wieder nichts. Auch Husserl spräche für Freiburg.“²⁶ Als Escha wiederum verneint, schreibt Scholem am 31. Juni mit einem Seufzer: „so wird wohl nicht viel zu machen sein“,²⁷ womit seine Entscheidung für München de facto feststeht.

²⁴ E. Burchhardt an G. Scholem, 5.6.1919. – Schechita (im Original hebr.): Schächten.

²⁵ Zu Escha und der Orthodoxie vgl. Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 121, und S. H. Bergmann an E. Bergmann, 12.7.1923, in: S. H. Bergmann: Tagebücher und Briefe. Bd. 1. Hg. von Miriam Sambursky. Königstein 1985, S. 181.

²⁶ G. Scholem an E. Burchhardt, 24.6.1919. – Koscher im Brief hebr.

²⁷ G. Scholem an E. Burchhardt, 31.6.1919 [sic!].

Im Gegensatz zu dem Bild, das Scholems Selbstdarstellung vermittelt, verlief seine Suche nach seinem nächsten Studienort also weitgehend unabhängig von seinem Interesse an der Kabbala. Seit 1915, als er nach dem Hinauswurf aus der Schule als Siebzehnjähriger an die Berliner Universität ging, hatte Scholem zwei parallele Studiengänge verfolgt: einen „äußeren“ der Mathematik und Philosophie und einen intensiven „inneren“, abseits der Universität, auf jüdischem Gebiet. Für Scholem war eine solche Unterscheidung zunächst selbstverständlich. Zu einer Zeit, als es noch keine Universität in Palästina gab, wohin auszuwandern Scholem längst entschlossen war, sah er bis zuletzt in dem „äußeren“ Studiengang, vor allem in der Mathematik, den Weg zu einem Brotberuf für die Zukunft, etwa als Lehrer an einem hebräischen Gymnasium. In seiner Beschäftigung mit der Bibel, mit Talmud, Klageliedern, kabbalistischen Texten und jüdischer Philosophie sowie in seiner publizistischen Arbeit sah er hingegen die Entwicklung seiner sehr persönlichen zionistischen Neigungen.

Spätestens am 15. Mai 1919 bemerkte Scholem jedoch in seinem Tagebuch, wie schon erwähnt, dass diese Dichotomie seinen eigentlichen Ambitionen nicht entsprach, und überlegte, seine Studienziele entsprechend zu ändern. Es lohnt sich, diese Erkenntnis, die Scholem in seiner „Geschichte einer Freundschaft“ etwas verkürzt, hier aus dem Tagebuch anzuführen: „[. . .] mein Ziel ist in Wahrheit ja doch nicht die Mathematik, sondern jüdischer Gelehrter zu werden oder zu sein, wirklich mich ganz und gar mit dem Judentum beschäftigen zu können. Dabei käme wohl auch sehr viel heraus, was der Arbeit würdig wäre. Ich werde, wenn ich nach Deutschland zurückgehe, vielleicht doch etwas mehr systematisch Philologie studieren und der Mathematik nicht mehr den scheinbaren ersten Platz schenken [. . .] wo meine Leidenschaft nun einmal bei der Philosophie und dem Judentum ist. Und Philologie kann ich sehr notwendig brauchen.“²⁸ Noch hatte Scholem keine klare Vorstellung davon, wie er ein judaistisches Studium absolvieren sollte, gab es doch damals noch keinen Lehrstuhl für Judaistik an einer deutschen Universität. Zunächst sollte ihm eine judaistische Dissertation im Hauptfach Philosophie vorschweben, doch im Moment dachte er noch nicht konkret an die Pro-

motion selbst. Die praktische Einsicht, zu der er hier gelangte, war vielmehr, dass er „Philologie“, quasi als Hilfswissenschaft für seine jüdischen Interessen, systematisch studieren wollte.

Als Scholem im Mai 1918 in die Schweiz ging, hatte er Hebräisch, Aramäisch, andere judaistische Studien und etwas Arabisch bei Rabbinern, mit Freunden und Bekannten oder autodidaktisch gelernt.²⁹ In Bern studierte er zum ersten Mal neben Philosophie und Mathematik auch Hebräisch (in einem Lektürekurs zum Buch Hiob) und Arabisch an einer Universität bei dem Alttestamentler Karl Marti. In seinen Memoiren berichtet Scholem über seinen Umgang mit Marti nur, dass dieser ihn im Kurs über Hiob ermahnen musste, nicht so schnell vorzulesen.³⁰ Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Arabischkurse auf Scholem Eindruck gemacht und seine Hinwendung zur Philologie (besonders Arabisch und Griechisch) beeinflusst haben. Auch seine Bemerkung im April 1919 in einem Brief an die Eltern, dass ihm „ein methodischer Studiengang in Orientalibus“ fehle (womit er vor allem die semitischen Sprachen meint), ist wohl ebenfalls auf Martis Einfluss zurückzuführen.³¹

Die fortschreitende Inflation in Deutschland bedeutete für Scholem, dass er im Sommer die Schweiz verlassen musste.³² Dabei spielte seine Absicht, „Orientalia“ zu betreiben, eine wichtige Rolle bei seiner Suche nach einem geeigneten deutschen Studienort. „Im Winter will ich sehr auf Philologie aus, wenn es möglich ist“, schrieb Scholem am 22. Mai 1919 nach München an Escha. „Meine Eltern“, fuhr er fort, „haben gegen einen ausführlichen Brief³³ der mein Beharren beim Gelehrtenstand auseinandersetzte und Orientalia ins offizielle Studium aufnahm, nichts eingewandt, sondern zugestimmt. *Du hast den Auftrag*, dich 1) alsbald nach den Münchener Verhält-

²⁹ Zu Arabisch vgl. etwa das Tagebuch von 1913, wo Scholem berichtet, dass er sich „mit vieler Mühe das arabische Alphabet beigebracht“ habe und gespannt sei, wann er etwas können werde. Gershom Scholem: Tagebücher. Halbbd. 1, S. 22; vgl. auch ebd., S. 257 f. sowie S. 275.

³⁰ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 123.

³¹ G. Scholem an seine Eltern, 26.4.1919 (Brief 27). In: Betty Scholem/Gershom Scholem: Mutter und Sohn im Briefwechsel 1917–1946. Hg. von Itta Shedletzky. München 1989, S. 44–47, hier S. 45.

³² Vgl. dazu etwa B. Scholem an G. Scholem, 29.4.1919 (Brief 28). In: Scholem/Scholem: Mutter und Sohn, S. 47–49, hier S. 48.

³³ G. Scholem an seine Eltern, 26.4.1919. In: Ebd., S. 44–47.

nissen in semitischen Sprachen, vor allem Arabisch zu erkundigen 2) sogleich nach Erscheinen mir die Vorlesungsverzeichnisse von München, Göttingen, Freiburg zu schicken. Denn ich möchte am 15. September gern wissen, wo ich sein werde.“³⁴ Wie in dem (gedruckten) „ausführlichen Brief“ an die Eltern deutlich wird, trennte Scholem noch seine Pläne für das folgende Semester von Promotionsplänen. Diese zweigleisige Planung dauerte an, bis er schon wusste, dass er aus anderen Gründen im Herbst nach Bayern gehen würde. Ende Juni schreibt er an Escha in demselben Brief, in dem die Entscheidung für München endlich festzustehen scheint: „Außerdem fange ich an, doktorlüstern zu werden. Falls ich mich mit Jena doch nicht befreunden kann, könnte ich sehr leicht nach Erlangen verschwinden zu dem [Philosophen] P[aul] Hensel ‚dort-en‘. Wer hat ein Thema für mich?“³⁵

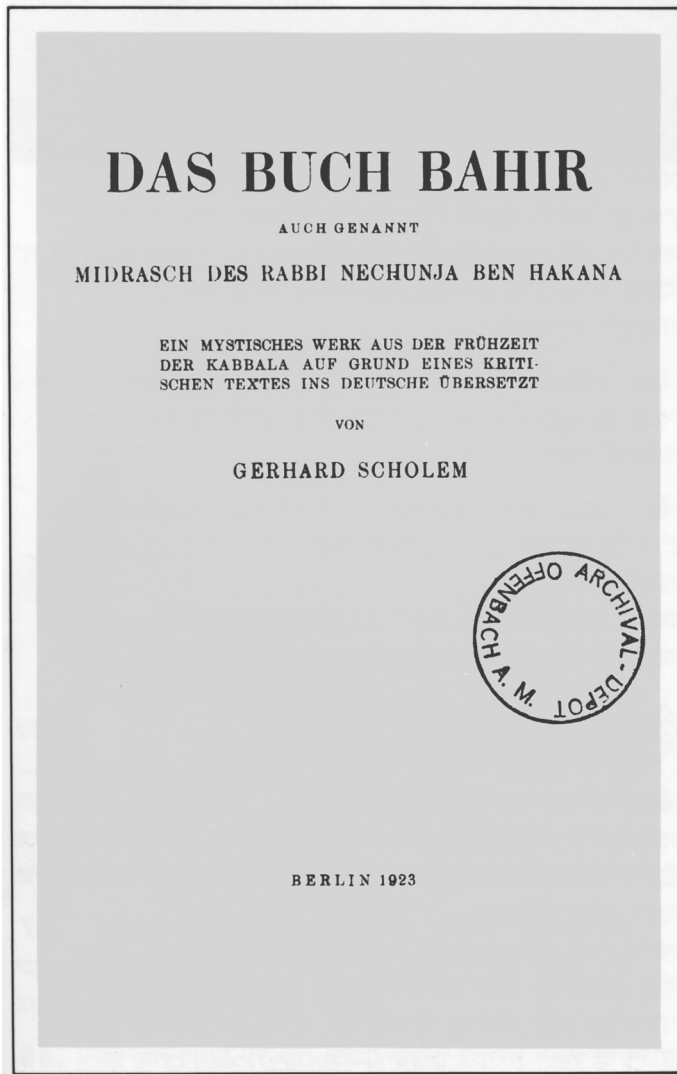
Im Gegensatz zu Scholems Selbstdarstellung wird hier deutlich, dass seine Dissertation über ein kabbalistisches Thema an Hand der Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek die Entscheidung für München nicht bestimmte, sondern ihr folgte.

Schon in den ersten Tagen, nachdem er aus persönlichen Gründen den Studienort für das nächste Semester bestimmt hatte, begann er seine Promotionsgedanken mit München in Verbindung zu bringen – freilich ohne dabei schon die Möglichkeit anderer Universitäten auszuschließen. So schrieb er am 5. Juli an Escha, die gerade eine Promotion in München bei dem Philosophen Clemens Baeumker erwog: „Vielleicht könnte *ich* auch etwas nach dir bei ihm promovieren mit einer Arbeit über jüdische Philosophie? Ich hätte z.B. ‚Die Sprachtheorie der jüdischen Mystik‘ [. . .] oder dergleichen. Übrigens erwäge ich auch öfters, ob sich nicht jemand finden läßt, bei dem man doch eine Arbeit über die Klage machen kann. Es gibt doch genug ‚Ästhetiker‘ in Deutschland.“³⁶

³⁴ G. Scholem an E. Burchhardt, 22.5.1919.

³⁵ G. Scholem an E. Burchhardt, 31.6.1919 [sic!].

³⁶ G. Scholem an E. Burchhardt, 5.7.1919. Am 28. Juli 1919 sprach Scholem in seinem Tagebuch noch im Konjunktiv über eine Kabbala-Arbeit: „Ich überlege ernstlich die Möglichkeit einer Dissertation über ein Gebiet der jüdischen Sprachtheorie. Wenn ich einige Zeit mich in das Studium des Sohar versenken könnte [. . .] wäre das vielleicht eine ziemlich einfache Aufgabe, mit schöner Disposition“ (Scholem: Tagebücher. Halbbd. 2, S. 500).



3 Scholems
Dissertation,
das Buch Bahir

Schließlich sollte er sich für eine Herausgabe, Übersetzung und Kommentierung des Buchs Bahir bei dem auf semitische Sprachen spezialisierten Orientalisten Fritz Hommel entscheiden. So erscheint die Laufbahn des 21-jährigen Scholem vielleicht etwas weniger mythisch selbstbewusst und zielsicher, dafür aber umso menschlicher.

BILDNACHWEIS

Abb. 1: Universitätsarchiv der LMU München. –
Abb. 2 u. 3: Jüdische National- und Universitätsbibliothek Jerusalem, Gershom Scholem Archiv.

HEFT 2 · 2007
MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND KULTUR